

# Pommersche Heimat

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pommerschen Genossenschaftsblattes, Königsplatz 1a, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen  
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung  
mit dem Landesverein Pommern  
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 5.

Auflage

Stettin, im Juni 1920.

14 300

9. Jahrg.

## Hauptversammlung des Landesvereins.

Am 12. Mai fand unter Vorsitz des Herrn Landeshauptmanns Sarnow die Hauptversammlung des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, statt. Einen Bericht darüber zusamt dem Jahresbericht können wir aus technischen Gründen erst in der nächsten Nummer der „Pommerschen Heimat“ bringen.

R.

## Eine dankenswerte Verfügung

hat das Konsistorium der Provinz Pommern erlassen. Sie lautet:

**Evangelisches Konsistorium  
der Provinz Pommern.**

Stettin, den 21. April 1920.

### (Nr. 65.) Das Fällen von alten schönen Bäumen.

Aus gegebener Veranlassung warnen wir davor, alte Bäume, die das Landschaftsbild zieren, ohne Benehmen mit dem Bunde für Heimatschutz — Landesverein Pommern e. V. — (Geschäftsstelle Stettin-Torney, Turnerstr. 61, Fernruf 3551) abzuholzen. Gerade diese Zeit mit all ihrer Begehrlichkeit nach äußeren nichtigen Dingen weist auf die Notwendigkeit hin, den Sinn für Altüberliefertes und die Anhänglichkeit an die Heimat zu wecken. Dazu trägt auch die Pflege des Naturschutzes bei. Andererseits ist ein Entfernen von alten Bäumen ohne zwingende Gründe geeignet, Beunruhigung in den Gemeinden hervorzurufen. Der Bund für Heimatschutz ist bereit, in den Fällen, wo eine Abholzung geplant ist, sachverständigen Rat zu erteilen, damit durch die in Aussicht genommenen Maßnahmen das Bild von Kirche und Friedhof so wenig wie möglich beeinträchtigt werde.

Für den Präsidenten:  
Hildebrandt.

## Eine Künstlerfahrt durch Hinterpommern im Jahre 1773.

Vor mir liegen die herrlichen Kupferstiche des Meisters Daniel Chodowiecki (geb. 1726 in Danzig, gest. 1801 in Berlin) aus dem Bande seiner Künstlerreise von der preussischen Residenz an der Spree nach seiner Heimatstadt am baltischen Meere. Nach dreißig Jahren will er seine Heimat wiedererschauen. Voller Frohsinn und viele Hoffnungen für Herz und Kunst befeelen den Reiselustigen, und wahrlich hat ihn die Reise nicht betrogen. An dieser Stelle soll uns nicht das Kunstproblem fesseln. Die Bilder sprechen für sich. Vielmehr sollen uns die kulturhistorischen Momente des hinterpommerschen Landes zur Zeit des großen Friedrich, wie sie sich in der Seele des Künstlers widerspiegeln, interessieren.

Am 3. Juni 1773 bricht der Künstler auf. Der Abschied von der Familie ist zärtlich. Handelt es sich doch um eine Trennung von fünf Wochen und um das damals nicht

unbedenkliche Unternehmen eines Rittes durch Pommern und das kaum annektierte Westpreußen. Die Vorbereitungen zur Reise haben auch mehr als einen Monat beansprucht. Es mußte Geld eingewechselt werden, Papiere beschafft und visiert sein und ein Reitpferd gekauft werden. Ueber ein Duzend Pferde wurde beschäftigt, gepriift und abgewiesen. Endlich ist ein Falbe, ein Polacke, der zwar etwas stolpert und schlecht frißt, aber gutartig ist und von edler Abkunft scheint, für acht Louisdor erstanden, ein Regenmantel und eine neue Perücke sind geliefert, der Hut ist mit frischem Wachstum bezogen, ein Felleisen geliehen: und nun, nach genossener hl. Kommunion, den Degen gegürtet und dann hinaus auf die Landstraße! Der schlaffe Gaul, der seiner Heimat zu Ehren auf polnische Art geschirrt ist, trägt den Maler am ersten Tage über Werneuchen bis Freienwalde, am zweiten Reisetage über Königsberg (Neumark) auf hinterpommersche Erde. Ueber das „unansehnliche Bahn“ reist er nach Rohrdorf, einem kleinen Dorfe, wo freundliche Leute ihm ein Nachtquartier und eine Eierspeise bieten. Dem edlen Polen wird Hafer und Brot in Bier zugemessen. Aber er hat sich leider erkältet und erweckt Besorgnisse. Am nächsten Morgen kommt der Künstler nach Pyritz. Der Pole ist nicht beschlagen und kann nicht weiter. Der Schmied am Tore versieht ihn mit Hufeisen. Derweilen begrüßt der Reiter den General von Belling, den er gemalt hat, und spricht mit einem Offizier vom Regiment Mühlendorf über Bau und Wert des Tieres. Am Mittagszeit reitet er schon durch Stargard und ist spät in Massow. Die Gegend wimmelt von Soldaten. Der große König hat in diesen Tagen in Stargard eine Truppenschau abgehalten und sich dann nach Westpreußen begeben. Während nun Chodowiecki und ein fieberkranker, auf der Wanderschaft von polnischen Räubern geplündertes Koch in der Gaststube auf Stroh zu schlummern versuchen, treten der Regimentsarzt, der Acciseinspektor und drei Musikanten ein. Die trinken Schnaps, tanzen Menuett und lärmen. Die Schlafenden werden mehrmals aufgerüttelt, und Chodowiecki entgeht einer Tracht Prügel nur dadurch, daß er erklärt, er sei Berliner. In aller Frühe bricht der Künstler aus dem ungestaltlichen Massow auf und reitet über Raugard nach Plathe. Am Wege ist eine Wiese. Der Falbe soll sich schonen und auf dem Rasen traben. Dabei gerät er in einen Sumpf und ist nur mit Mühe zu retten. Urlauber auf Wanderschaft beleben das Wegebild. In Plathe will der Meister den Nachmittag ruhen. Da die Post von Danzig und Berlin sich hier kreuzt, so schreibt er Briefe hierhin und dorthin. Am Abende geht er spazieren. Ihn fesselt eine schöne Wassermühle, eine Burgruine und das Schloß des Herrn v. d. Osten. Bei der Wirtin bestellt er sich sechs Eier, bekommt aber nur fünf, wovon er bloß vier genießen kann. Es sind Schruteneier. In der Nacht setzt Regenwetter ein. Als er Körlin durchquert hat, durchnäßt ihn ein Wolkenbruch. Als Weggenossen hat der Meister wandernde Soldaten und zuletzt zwei Bauern aus Treptow (Rega), die

zum Danziger Pferdemarkt reiten. Mit diesen nächtigt der Maler in einem Dörfchen. Die Bauern lassen ihre Pferde auf den nächsten Feldern weiden, weil diese Fütterung am billigsten ist. Der Meister malt die Rückseite der Bauern und läßt sie ziehen. Er besichtigt Köslin, betrachtet das Denkmal des Soldatenkönigs (Friedr. Wilh. I.) und bestellt den Brief des Berliner Barbiers an dessen Vater. Am Abend kommt er nach Schlawa. Die Stadt Stolp macht auf ihn einen betriebsamen Eindruck. Dann reitet er in das Kaschubenland hinein.

Hier beginnt für den Frohgemuten die Reisenot. In kleinen Holzungen zwischen Strauch und Sumpf liegen die ärmlichen Siedelungen. In Lupow ist nichts Eßbares aufzutreiben. Endlich gelingt es Chodowiecki, in der Herberge eines kleinen Dorfes auf vieles Bitten außer etwas Heu noch ein teures Stückchen Brot für das Pferd zu erhalten. Es ist das Gasthaus in Wuklow (Kirchdorf an der Strecke Bütow-Lauenburg), das er über Mickrow erreicht hat. Hier trifft er einen Planwagen vor der Tür, in dem ein Kaufmann nach Königsberg (Preußen) reist. Zur gegenseitigen Sicherheit wollen sie durchs Kaschubenland zusammenreisen. Der Kaufherr ist aus Kopenhagen gebürtig und kommt mit Waren aus Schlessien nach vierjähriger Abwesenheit nach Preußen zurück. Er hat aus Stolp ein Weißbrot und einen Lachs mitgenommen. Chodowiecki macht sich ein Glas Eierbier. So kommt ein prächtiges Abendessen zustande. Der lange schlesische Kutscher bekommt seinen Anteil. Am Tische sitzt der franke, krummbeinige Wirt und erzählt, wie einer Frau aus der Umgegend um ihres kleinen Kessels wegen, der die Habucht eines Strolches erweckt hatte, der Hals abgeschnitten worden sei. Die Wirtin füttert ihr Jüngstes, das halbnaht auf dem Tische hoakt, mit Brotbrei. Endlich wird dann das Strohlager aufgesucht. Der Kaufmann schlüpft über Nacht in den Wagen. Durch Hügel und Täler gehts andern Tages weiter. In einem Dorfe will die eine Frau den Reisenden ein dreijähriges Kind schenken. Am 11. Juni kommt der Künstler über Oliva und Langfuhr nach Danzig. Die Danziger Skizzen bilden den Höhepunkt des Bilderbuches. Hier gab das Herz den Bildern einen besonderen Glanz. Sie bilden ja auch den Hauptteil des am Schluß genannten Werkes. Und doch, wenn man die Kunst dieses idealen Realisten schätzen lernen möchte, sie bietet auch dem pommerschen Landsmann viele bekannte Zeichnungen. Nimm, lies, schaue!

Nach den Lichtdrucken Chodowieckis: Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773, herausgegeben von Professor Dr. W. von Dettingen. Berlin, Umsler u. Ruthardt (Gebr. Meder).

E. W. Friß, Danzig-Langfuhr.

## De Tid.

Eine Zeitbetrachtung aus einem fernen Winkel von Georg Viehke †.

Es war in der heftig fiebernden Zeit des letzten Kriegsjahres. Da führte mich eine Gelegenheit in ein uraltes Bauernhaus, eine Kate, wie man sie noch auf den einsamen Sandinseln des Lebamoores findet, umgeben von einigen knarrenden alten Weiden, einigen sturmgepeitschten Birken, einigen knitterigen Kiefern und einem Bohlensaune, hinter dem in einem Duzend Stülpkörben fröhliche Bienenschwärme summen. Diese Umgebung, dieser malerische Rahmen gibt dem Anwesen eine gewisse Festigkeit, Sicherheit, Ruhe und Würde. Das spillerige Rohrdach, die grobgehauenen Hausständer, vor allem das an Einfachheit kaum zu übertreffende Fundament verrieten ein recht hohes Alter.

Wie draußen, so fand ich auch drinnen überall Spuren derselben fernen Vergangenheit. Das ehrwürdigste Stück des ergrauten oder gebräunten alten Hausrats aber war die Wanduhr. Nicht durch irgendeinen besonderen Schmuck fiel sie auf, solcher war gar nicht vorhanden, nicht durch ihre Form, die wich nicht im geringsten von anderen alten Uhren ab, auch nicht durch Größe, Gewicht, Zierlichkeit, Gang. Nein, alles war so alltäglich an ihr wie anderswo auch. Ein grobgefügtter Kasten mit einem glatten Zifferblatt aus

Uhorn, die Gewichte an der langen schwarzen Kette hohle Trichter und mit Bleistücken gefüllt, die Ziffern tief ins Holz geschnitten und mit dicker Ruffarbe ausgezogen. Es war nichts, was an der Uhr fesselte. Das Lotgewicht allit hinter die schützende Rückwand der Hastruhe, „Kumm“ genannt, die zwischen der „Schint“ und dem breiten Familienbett stand. Soweit war alles in Ordnung und kein Abweichen von der Regel. Aber am oberen Rande des Ziffernblattes lese ich scharf eingekerbt ein Wort und dieses ein Wort macht das ganze anspruchlose Werk zum Wahrzeichen und Heiligtum des Hauses, gibt ihm Wert und Bedeutung weit über den Rahmen der einfachen Familie hinaus, wird zum Symbol des kleinen Ländchens und seines harmlosen Völkchens.

Dies ein Wort, das dem alten Gehäuse auf die Stirn gepreßt ist, das dem ältesten Kunstwerk des Hauses einen Ehrentitel verlieh, das nach des Erbauers ursprünglicher Absicht jeder Pendelschlag aussprechen sollte, dies ein Wort heißt „t' is Tid!“.

Welcher sinnige Dorfmeister hat dich wohl geschaffen, du altes, klappriges Gehäuse? Vielleicht galt's dem jungen Bauer, der vor hundert Jahren oder vor zweihundert sein liebes Eheweib in das frisch gebaute, damals noch recht stattliche Häuschen einführte — der Bauer war vielleicht ein etwas lockerer Vogel und sein Freund Uhrmacher ein Witzbold. Die spaßige Uhr gibt alle Stunde nur e i n e n Schlag, und wer die Zeit genauer kennen will, muß nicht allein sein Ohr sondern auch sein Auge der Uhr zuwenden. Dabei soll dann das Auge nicht wieder gedankenlos von der Uhr zurückgleiten, sondern auf den stummen Mahnruf achten „t' is Tid!“.

Das will sagen: Bauer, mach hurtig, für dich ist's Zeit, die Arbeit drängt und der Tag eilt!

Ob das Bäuerlein den Schalk verstanden hat?

Eine halbe Ewigkeit schon, gar nicht mehr auszudenken, wohnen dieselben Leute, will sagen, dasselbe Namensgeschlecht schon unter diesem trauten Rohrdache, und wolk't Gott, sie werden noch einmal so lange aushalten, denn ihr Blut ist rein und ihre Kraft ungeboren. So hofft das weißhaarige Großmütterchen, das mit der Enkelin allein das Haus hüten muß, indes des Kindes Eltern und größere Geschwister bei der sauren Felsarbeit schwißen. Ihr zahlloser Mund zittert beim Erzählen und das vergilbte Rüschenhäubchen nickt immerfort dazu. Die Enkelin, ein dreijähriges fuchshaariges Füllen, hoakt neben dem Kumm der Großmutter zu Füßen, hat das Köpfchen auf die linke Hand gestützt, indes die rechte dem Eisenpendel nachgeht: „tick—tack, tick—tack, t' is Tid, t' is Tid!“ Und stellt man das Ohr schärfer ein, so hört man aus den stoßenden Atemzügen, die jetzt wie ein Krachen im Halse und jetzt wie ein heiseres Schlucken klingen, weniger das „Ticktack“ als vielmehr das „t' is Tid“ heraus. So hat die gewissenhafte Haushälterin, die ehrwürdige Uhr, nun schon so viele, viele Jahre am Morgen, am Mittag, am Abend den Hausherrn und seine Ehehalten bald flüsternd, bald lärmend begrüßt, gemahnt, geweckt, genedt: „t' is Tid — Bur — t' is Tid!“ Sie hat des Knaben Geburt, des Greises Sterben, die Freuden wie die Schreckensstunden gemeldet, das Werden wie das Vergehen, den Wellenschlag der Zeit im ewig gleichen Takt der Weltordnung. Indem sie den Hausgenossen den Gruß aus Jahrhunderten übermittelt, verrät sie etwas von des Schöpfers Ordnung und Gesetz.

Ob das kleine Seelchen zu der Großmutter Füßen davon etwas ahnt? Der Pendelschlag hat für es etwas sehr anziehendes. Es unterhält sich mit der alten Wandmuhme, die ihm so leicht und köstlich die Zeit vertreibt, und die gute Großmutter ist dabei sicher die Vermittlerin und Gedankenleiterin gewesen.

— — — bring mi nich Leed,

wies mi d' gaud Tid

to'm Eten, Schlopen, Scharferwart,

to'm Weih, tor Schaul un uk tor Karf — — —

So leierte das Mäulchen in Begleitung des Aermchens sein Uhrverschen herunter.

Mancher wird solch Geplapper geschmacklos, gedankenlos, sinnlos finden. Vielleicht aber liegt doch ein kleiner Wert, ein, wenn auch nur ganz geringer, Gehalt darin, ein

Gepräge, das man doch nicht ganz verachten und übersehen darf, vielleicht findet sich gar darin eine zarte Seele. Ob das Gepolter der Kleinen nur ein Gewächs dieses Hauses ist, ob es sonst noch irgendwo gesprochen wird, ich weiß es nicht. Das aber ließ ich mir berichten, daß es vor zweihundert Jahren im Raskubensländchen noch gar keine Uhren gegeben hat. Vielmehr war der große Himmelsdom selber das Zifferblatt und die Gestirne daran die Zeiger und Ziffern. Der hörige Bauer folgte zudem damals auch noch andern Weisern, nämlich dem ehernen Klöppel des Hofmeisters, der am frühen Morgen vom Gutshofe ins Bauernhaus hinübergellte, und dann der eichenen Krücke des Gutsvogtes, dem Säumigen flinke Hacken zu machen. Da kam nun die Mär ins Land von dem Wunderkasten im Hause des Moorbauern, dessen lange Zunge so geheimnisvoll flüstern, rauschen, tuscheln und von Zeit zu Zeit einen kräftigen Schrei ausstoßen konnte, wie der Haushahn tat, wenn er Gefahr witterte. Und einen Namen trage er, der zapperlote Kasten, der stehe ihm auf die Stirn geschrieben: „De Tid“. Da war's heraus, der Moorbauer habe einen Stundenschlager, der heiße „De Tid“. So blieb es denn. Die Nachbarn eilten her, neugierig, mißtrauisch, spottlustig, scherzend, scheltend, um zu erfahren, welsch Bewenden es damit habe. Sie beruhigten sich, kehrten kopfschüttelnd und schweigend um, und weil sie nichts davon verstanden, so hielten sie die Erscheinung für Teufelswerk. Aber auch an Teufelswerk gewöhnt sich der Mensch, wenns ihm keine Nachteile und Sorgen bringt. Einigen nun fiel es immer mehr auf, wie des Moorbauern ganzes Tagwerk, ja sein ganzer Jahreslauf nach diesem Stundenschlager eingestellt wurde. Hatte sie das zuerst belustigt, so dünkte es ihnen jetzt nachahmenswert. Immer öfter kamen sie, die „Tid“ zu befragen. Hinter dem Moorbauern nachzustehen, fühlte sich niemand verpflichtet; was er konnte, konnten sie auch. So schlau und vornehm wie der waren sie noch alle Tage. Solch einen Tidkasten mußten sie also auch haben. Eine „Tid“ nach der andern hielt ihren Einzug in die Raskubel.

Ein grundgescheiter Herr, der gelegentlich einmal das Lebamoor nach weiß Gott was für „Volks- und Geschichtsresten“ absegte, belehrte mich, daß die Leute in der freien Schweiz vorzeiten die ersten Uhren, die in ihr Bergland wanderten, auch nicht anders geheißsen haben als die Titt oder die Zitt. — Wunderbare Volksseele, die so fein beobachtet, die auch jede Beobachtung treffend schön und scharf mit der Eigensprache belegen kann. —

Das kleine Blondchen, das immer noch zu der Greifin Füßen saß und mit rührender Ausdauer den Pendelschwingungen mit Augen und Armen folgte, war so recht ein Zeichen dafür, wie behend die Tage und Jahre hinschweben zwischen den Gliedern und Rädern des großen Weltgesicks. Ahnungslos spielte es mit seiner Zeit nach freiem Ermessen. So hat auch noch vor kurzem — vor 70 oder 80 Jahren — die Großmutter getan, da sie als liebes dralles Füllen barfüßig über die Lehmdiele hüpfte, und ihre Großmutter hat sicher auch schon unter dem Uhrkasten gefessen, auf den sicheren Takt gelauscht und dem Lebens- und Zeitwunder nachgegangen.

Welch eine zuversichtliche Ruhe, welsch stiller Friede atmete aus dieser Bauernstube! Er zog auch bei mir ein. Die nervenpeitschende Hast des wilden Krieges war gebannt, wenigstens für den Augenblick.

Wie ich heraustrat, hob ich den Kopf zu dem großen blauen Zifferblatt und den Weisern des Himmels, die nach ewigen Gesetzen eingestellt sind und deren gewaltige Schwingungen unsern kleinen Erdplaneten mit all seinen Gebrechen, mit all seinem Wollen, Trachten, Fühlen, Handeln immer wieder in vernünftigen Takt bringen werden.

Drum, Menschenherz, unter Sorgen und Mühen hebe den Blick zu den Sternen, den ewigen Welken, und suche dahinter deines Gottes Herzschlag. Sein Pendel heißt Gerechtigkeit.

## Beiträge zur pommerschen Sagenkunde.

Von W. Schönege.

### 11. Vom kalten Fieber.

In dem Dorfe Quielow zwischen Demmin und Anklam lebt ein Mann, der in seiner Jugend viel vom kalten Fieber geplagt wurde. Von ihm hatte sein jüngstes Söhnlein die böse Krankheit geerbt. Als der Knabe zur Schule zu gehen begann, mußte er fast täglich um die erste Stunde, wann er merkte, daß das Schüttelfieber kommen wollte, von dem Lehrer nach Hause geschickt werden, wo er sich zu Bett legte, bis die Krankheitserrscheinung vorüber war. Kein Arzt und keine Medizin konnten dem Kinde helfen. Da ging eines Tages die Mutter des Knaben nach einem Dorfe jenseits der Peene. Dort lernte sie eine kluge Frau kennen, der sie von der Not ihres Kindes erzählte. Die kluge Frau wußte auch einen Spruch dagegen, den sie der Mutter verraten hätte, wenn es Zweck gehabt hätte. Aber der Spruch wäre ohne Wirkung geblieben, weil er seine Kraft nur dann behält, wenn ein „Hei“ ihn von einer „Sei“ oder eine „Sei“ ihn von einem „Hei“ erlernt. Ein männliches Vermittlungsweesen war nicht zugegen, als die beiden Frauen miteinander verhandelten. Doch die Kluge wußte Rat. Auf der Gartenscheide stand ein Dornbusch, und das war ihr ein „Hei“. Die Mutter mußte sich hinter den Dornbusch verstecken, indes die kluge Frau sich vor denselben stellte und ihm halblaut den Spruch vorsprach. Die aufmerksam hinter dem Busch Lauschende vernahm durch den Dornstrauch jedes Wort, und da sie „begrieplich“ war, hatte sie jetzt die helfende Formel auf die richtige Weise weg.

Die Mutter des kranken Knaben ging nach Hause. Am nächsten Tage kam das Fieber wieder. Der Vater wunderte sich, daß seine Frau nicht wie sonst bei dem Bett ihres Kindes blieb, sondern stillschweigend hinausging. Nach wenigen Minuten kam sie wieder, und das Fieber, das sonst lange ange dauert hatte, war mit einem Schlage vorüber. Es ist auch nie wieder gekommen. Der Mann konnte sich dieses nicht erklären und forschte bei seiner Frau, wo sie gewesen sei und was sie gemacht habe. Sie erzählte ihm nun, sie habe die Krankheit ihrem Kinde ab- und dem Brennesselbusch hinter dem Hause angesprochen. Zum Beweise führte sie ihren Mann hinaus zum Nesselbusch, und er sah, daß derselbe schwarz war.

### 12. Der Erbschlüssel.

Der Erbschlüssel ist zu mancherlei Dingen gut. Der Bäcker B. in Grimmen nahm ihn stets in den Garten mit, wenn seine Bienen schwärmten. Mache das schwärmende Volk Miene, davonzuschliegen, so flöte er auf seinem hohlen Schlüssel, und sofort ließ sich der Schwarm in seinem Garten nieder. Es soll aber auch vorgekommen sein, so weiß ein Nachbar zu berichten, daß die Bienen auf das Flöten pfeifen und dem Erbschlüsselbesitzer flöten gingen.

### 13. Vom bösen Blick.

Manche Menschen haben einen bösen Blick, vermöge dessen sie anderen Menschen und Tieren ein Leids zufügen können.

In Neu-Lüdershagen, Kreis Franzburg, hatte ein Bauer ein schönes, neues Pferd gekauft. Damit wollte er in Gemeinschaft seiner Frau eines Sonntags nach Seemühl fahren. In der Nähe von Regast kam ihm ein Mann entgegen. Der musterte schon von ferne das junge, mutige Tier mit scharfem Blick. Im Vorübergehen sprach er zum Besitzer: „Du heßt di joa en schmuß Perd tauleggt“. Der Bauer nickte zustimmend und fuhr weiter. Nach wenigen Schritten sah er sich noch einmal nach dem Fußgänger um und bemerkte, wie dieser dasselbe tat und noch dazu hämisch lachte. In dem gleichen Augenblick begann sein neues Pferd zu zittern. Starcker Schweiß brach ihm aus und es warf sich auf die Erde. Zum Glück wußte die Frau etwas dagegen. Sie stieg vom Wagen, widersprach dreimal dem bösen Blick und das Pferd stand auf und ging munter weiter. Der Bauer aber ist an demselben Tage nicht mehr nach Seemühl gefahren, sondern kehrte um.

#### 14. Gegen das Bettnässen.

Die Tochter einer Frau, die jetzt in Neu-Zarrendorf bei Stralsund lebt, litt bis zu ihrem 15. Jahre an dem bösen Uebel des Bettnässens. Alle ärztlichen Bemühungen waren vergeblich gewesen. Da starb ein kleines Brüderchen des Mädchens. In den Sarg desselben legte die Mutter ein Medizinfläschchen mit Urin ihrer Tochter, und in kaum vier Wochen war die Krankheit verschwunden.

#### 15. Vom klugen Schäfer zu Pütte.

In dem Dorfe Pütte bei Stralsund lebte vor 40 Jahren der Schäfer Gießstädt, der weit und breit bekannt war, weil er mehr konnte, als andere Sterbliche. Ein heute fast siebzighrger Gärtner in Stralsund weiß noch von ihm allershand wunderfame Geschichten zu erzählen. So war er, der Erzähler, in seiner Jugend von einer merkwürdigen Krankheit heimgesucht, die ihn in das Bett zwang, seine Glieder lähmte und den ganzen Körper so zusammenzog, daß die Kniee sein Kinn berührten. In dieser Not ging der Vater des Kranken zu dem Schäfer nach Pütte und stellte ihm die Sache vor. Zu derselben Zeit, als die beiden miteinander verhandelten, merkte der Kranke zu Hause, wie sich seine Glieder zu strecken und dehnen begannen und wieder beweglich wurden. Mit einer Salbe, die der Schäfer dem Vater mitgab, rieb sich der junge Gärtner die kranken Glieder ein und war in kaum vier Wochen vollständig gesund.

Eine gnädige Frau in der Umgegend litt an einer sehr bösen Krankheit, von der sie kein Arzt befreien konnte. Da befahl sie ihrem Kutscher, anzuspannen, um nach Pütte zu fahren. Unterwegs fragte sie den Kutscher, was sie wohl dem alten Manne geben könnte. Der Kutscher riet ihr zu einem großen Goldstücke. In Pütte angekommen, nötigte der Schäfer die gnädige Frau in seine Wohnung, ließ sie dort Platz nehmen und erklärte ihr dann, daß er ihr nicht helfen könne, da sie unterwegs den Kutscher gefragt habe, was sie dem alten Manne geben solle. So mußte sie unverrichteter Sache wieder umkehren.

Zu damaliger Zeit war das Rauchen von Zigarren und Pfeifen in geschlossenen Ortschaften polizeilich verboten. Eines Tages stand unser Schäfer, die Pfeife rauchend, vor seiner Haustür. Da kam der Gendarm dahergeritten, verbot ihm das Rauchen und ritt weiter. An der Grenze der Pütter Feldmark begann das Pferd zu schnauben und zu bäumen und wollte nicht weiter. Als der Reiter ihm die Sporen gab, machte es blitzschnell kehrt, und im Galopp ging es zurück in das Dorf, wo es vor dem Hause des Schäfers anhielt. Der stand noch auf seinem alten Platze. Der Gendarm sprach zu ihm: „Das hättest du auch nicht nötig gehabt.“ „Du häddst dat uk nich nödig had,“ erwiderte der Angeredete. Dann setzte sich der Gaul langsam wieder in Bewegung und der Gendarm verschwand.

#### 16. Vom Stolpern.

Es kommt wohl vor, daß man auf ebenem Wege stolpert und sogar fällt, ohne daß eine Ursache zu erkennen ist. Wem das passiert, der ist über einen ihm entgegenkommenden Leichenwagen hinweggeschritten. Er ging, ohne es zu wissen, über die Deichsel zwischen den Pferden hindurch auf den Leichenwagen. Wenn er dann im Weiterschreiten an das hintere Ende vom Wagen trat, was ohne sein Wissen geschah, so stolperte er und fiel wohl gar. Der Vorgang ist für den Betroffenen ein Anzeichen, daß bald ein ihm nahestehender Mensch sterben werde.

#### 17. Ein Mittel, um jeden Wunsch erfüllt zu erhalten.

Auf dem Dack kennt man ein Mittel, um die Erfüllung jedes Wunsches zu erreichen. Sieht man einen Wirbelwind aufsteigen, so wirft man ein trockenes Buchenblatt hinein, auf dem die Buchstaben R., M. und B., die Anfangsbuchstaben von den Namen der heiligen drei Könige, Kaspar, Melchior und Balthasar, und darunter drei Kreuze geschrieben stehen. Das Blatt steigt in der Windhohe zum Sirius empor, von wo aus die Erfüllung des Wunsches kommt.

Da man nicht immer ein Buchenblatt sowie Tinte und Feder mit sich führt, wenn gerade ein Wirbelwind aufsteigt, jeder Mensch aber zu jeder Zeit unerfüllte Wünsche hegt, so

empfiehlt es sich, ein nach der vorstehenden Vorschrift zubereitetes Buchenblatt stets bei sich in der Tasche zu tragen.

#### Schluß.

Manchem alten Kinde pommerscher Erde wird es beim Lesen der vorstehenden Zeilen ähnlich ergehen, wie es mir ergangen ist. Jugenderinnerungen steigen auf. Wieviel Spaß, Spuk- und Gruselgeschichten, heute Sagen und Märchen genannt, wußten uns noch Großväter und Großmütter in den Dämmerstunden der langen Winterabende beim warmen Scheine des trauten Kaminfeuers zu erzählen, und wie wenig haben wir davon behalten. Der kalte Schein der elektrischen Birne hat nicht nur in der Stadt, sondern auch schon im entlegensten Dörflein seinen Eingang gehalten und die Sagen- und Märchengestalten in die dunkelsten und einsamsten Winkel verschleucht; aber unsere Jugend hat ein Recht, zu erfahren, womit wir einst unsere Mußezeit gekürzt und gewürzt haben. Sie muß wissen, daß unsere Vorfahren in jenen Tagen, als Naturwissenschaften und Heilkunde noch nicht ihren heutigen Stand erreicht hatten, doch nicht blind und taub an der Natur, ihren Wesen und Erscheinungen vorübergegangen sind. Alles wußten sie zu beleben, alles wußten sie zu deuten. Wie, das sollen noch die erfahren, die nach uns kommen werden. Wer dazu mithelfen will, der zeichne auf, was er selbst noch weiß, der sammle, was in seinem Orte und in dessen Umgebung noch im Volksmunde lebt, und sende es an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz in Stettin (Turnerstraße 61).

#### Heimatkunde und Heimatschutz in Rügenwalde.

Der dortige uns angeschlossene Verein veranstaltete am 8. Mai seinen 5. Heimatabend. Herr Lehrer Rosenow sprach über das Thema: Eine Wanderung durch den Kreis Schlawe, und zeigte dazu 50 Lichtbilder von Bau-, Kunst- und Naturdenkmälern. Er behandelte zunächst die Quellen der Heimatkunde, Urkunden, Gräberfunde, Moorfunde, Ortsnamen und Personennamen. Die Urkunden gehen für den Kreis Schlawe zurück auf den Anfang des 13. Jahrhunderts und fließen erst von 1300 ab reichlicher. Gräberfunde geben aus vorgeschichtlicher Zeit ein Bild von der Abstammung der Bevölkerung und ihrer Kultur. Moorfunde unterrichten dazu über die Tier- und Pflanzenwelt vergangener Jahrhunderte. Die Ortsnamen sind teilweise wendisch, teils deutsch. Die Wenden waren sehr geschickt in der Namensgebung. An zahlreichen Beispielen erläuterte der Redner, wie wir aus ihnen ein anschauliches Bild der Beschaffenheit unserer Heimat aufbauen können. Ergänzend treten dazu die Flur- und Geländennamen. Die Personennamen, besonders in den ältesten Urkunden, unterrichten über die Abstammung der eingewanderten Bevölkerung. — Redner entwickelte in großen Zügen die Bildung der Schlawer Kreisgrenzen und schloß mit einer Uebersicht über die Bodenformen. — Im Sommer werden Wanderungen an die Stelle der Vorträge treten.

#### Otto Neigel †.

Aus dem kleinen Kreise der aus Pommern stammenden musikbedeutenden Persönlichkeiten ist wieder eine der besten abgerufen worden: am 10. März verstarb zu Köln Dr. phil. Otto Neigel, der langjährige Musikkritiker der „Kölnischen Zeitung“, ein genialer Pianist und glänzender Musikschriftsteller, ein hervorragender Dichterkomponist. Seine Heimat war Falkenburg, wo er am 6. Juli 1852 das Licht der Welt erblickte. Ein Schüler des berühmten Klavierpädagogen Theodor Kullak in Berlin, begleitete Neigel 1876—78 als Pianist Pauline Lucca und Pablo de Sarasate auf deren Konzertreisen, hatte dann ein Lehramt an den Konservatorien zu Straßburg i. El., Moskau und Köln. Wie kaum ein anderer verstand dieser Künstler namentlich Beethoven am Klavier zu erläutern und zu interpretieren. Neigels Opern „Angela“ (1887), „Dido“ (1888), „Der alte Dessauer“ (1889), „Barbarina“ (1905) und „Der Richter von Kaschau“ (1916) erlebten Aufführungen an hervorragenden Bühnen,

ebenso das musikalische Satyrspiel „Walhall in Not“ (1905), vermochten aber nirgendwo festen Fuß zu fassen infolge ihrer zu komplizierten Anlage und ihres zu hohen Schwunges. Das gleiche Schicksal hatten seine beiden größeren Instrumentalwerke „Das Leben ein Traum“ — Liedichtung für Violine und Orchester — und das technisch verzwirrt schwierige C-dur-Konzert für Klavier und Orchester. Indes wird Reizels Name in der Musikgeschichte fortleben als der eines ungemein begabten Aesthetikers und geistvollen Kopfes und als der eines genialen Neutöners.

Erich Müller-Steglich.

### Greifswalder Wetterfahnen.

Wenn man von jemand sagt, daß er den Mantel nach dem Winde hängt, so gilt das nicht gerade als höchster Preis und Ruhm, und doch sollte man daran denken, daß es ungemein verständlich ist, den Mantel nicht nach vorn zu hängen, wenn der Wind von hinten weht. Auch der Vorwurf, eine politische oder sonst eine Wetterfahne zu sein, ist gedankenlos. Warum sollte man nicht eingerostete Meinungen über Bord werfen, wenn man einseht, daß sie verkehrt waren, wenn Zeit und Umstände andere geworden sind? Man hat sich die wackere und preiswürdige Wetterfahne als Bild der Unbeständigkeit ausgesucht, und sie ist doch gerade darum in die Welt gesetzt worden, daß sie sich bereitwilligt den wechselnden Launen des Wetters fügt, gerade so, wie der Schiffer heute diesen, morgen jenen Wind für seine Segel benutzt, um sein Ziel zu erreichen. Und geben nicht die so geschmähten Wetterfahnen einen hübsch gruseligen Romananfänger her, wenn der Dichter sie in dunkler Wetternacht freischen läßt und dazu den Sturm in die Schlotte schickt, daß es darin rumort und in den Stuben und Fluren stöhnt und ächzt und wimmert, eine Musik, die durch klappernde Fensterläden stimmungsvoll begleitet wird?

Die Bürgerschaft befindet sich in beklagenswerter Unkenntnis über die Wetterfahnen, was in Greifswald um so merkwürdiger ist, als hier sonst jegliche Art von Gelehrsamkeit ihre Pflanzstätte findet und die schwierigsten Fragen leicht aufgeknackt werden. Wir treten sofort den Beweis an, daß selbst die Stammtische, denen doch sonst nichts verborgen ist, in der Wetterfahnenkunde nicht auf der Höhe sind. Man frage doch einmal beim Dämmerstübchen, ob der Turmhahn auf Marien auch zwei Beine hat wie seine Vettern auf Nikolai und Jakobi. Kein Mensch kann die richtige Antwort geben, nämlich die, daß auf dem Marienurm überhaupt kein Hahn steht. Man frage ferner, wie viel Wetterfahnen auf dem Rathaus angebracht sind. Es hat sie noch niemand gezählt. Oder man frage, was für ein Sinnbild man in der Wetterfahne auf dem Speicher des Landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsvereins ausgefahnt hat. Der eine wird einen Pflug, der andere einen Kornsaat raten — alles falsch, grundfalsch, mein Herr! Ein Halbmond mit einem fünfstrahligen Stern ist da zu sehen, die Sache macht sich ganz türkisch.

Eine Wetterfahne freilich kennt jeder, weil sie sich etwas aufdringlich bemerkbar macht, das ist der Gevatter Greif auf dem Rathausurm. Die vielen Stürme, die über ihn hinweggebraust sind, haben dicke Spuren bei ihm hinterlassen, nämlich die gichtgeschwollenen Hinterbeine, die mit Recht das tiefste Mitleid in jedem fühlenden Menschen hinterlassen, der selber die Gicht in den Beinen hat. Viel weniger bekannt ist der Greif auf dem Hause der Stadtsparkasse; der steht da in ruhigem Stolz und Selbstbewußtsein, er hat's, womit! Er sieht, was unter ihm kommt und geht und seine Kriegsgewinne in Sicherheit bringt!

Von den großen Wetterkünstlern ist der Hahn von Jakobi bemerkenswert, der trotz seines dicken Halses den Dienst unentwegt versieht, während seine Turmuhr unter ihm in den Ruhestand getreten ist. Einmal, als es 1/2 12 Uhr war (es ist der Wissenschaft noch nicht gelungen, festzustellen, ob es Nacht oder Mittag war), verließen sie die Kräfte. Der Hahn dagegen richtet sich genau nach dem Beherrscher des ganzen Gebiets, dem Nikolaihahn, und das tun auch die sonstigen Hähne. Dagegen stellt sich das kleine Fahnenwolk zu-

weilen hochbeinig und widerhaarig an, namentlich wenn der Wind flau geht. Da zeigt wohl irgendeine kleine, zu Windbeutellein aufgelegte Fahne das Wetter von gestern, eine andere das von morgen. Es ist echt deutsche Uneinigkeit, wie sie dann herrscht, wenn die Stürme schlafen gegangen sind, sie verschwindet sofort wieder, wenn schweres Wetter heraufzieht und alles in eine Linie wirft.

Der Mittelstand unter dem Fahnenwolk hält sich fest zum Meister und Gebieter auf Nikolai. Am bedeutendsten sind die Lokomotive auf dem Eisenbahnschuppen, die Fregatte auf dem Hause des Kapitäns Mohrmann und der Engel mit dem Merkurstab auf dem Hause Markt 4, den der frühere Besitzer, Kaufmann Engel, mit richtigem Verständnis für das Wesen der Wetterfahne hat anbringen lassen. Man könnte ja einwenden, es sei noch nicht bewiesen, daß Engel auch Handelsgeschäfte treiben, und daß der Merkurstab nicht zu einem Engel gehört. Es sieht aber doch ganz nett aus, wie der Engel mit seinem Stab „Präsentiert's Gewehr“ macht. In ähnlicher Weise hatte der alte Obermeister Plöz Humor genug, oben auf den Giebeln seines Vorder- und Hinterhauses einen Plöz mit einem Schlüssel im Maul als Wetterfahne tanzen zu lassen und so den Namen und den Beruf des Hausbesizers als Wahrzeichen oder Wappen zu zeigen. Andere Wetterfahnen, die vom Namen des Hauseigentümers hergenommen sind und ihn erraten lassen, haben wir auf unsern Forschungsreisen nicht entdeckt, und es gibt doch genug Namen, die den Hausbesitzer geradezu herausfordern, ihnen in der Wetterfahne ein Denkmal zu setzen, Namen wie Regel, Lepel, Kräft, Boß, Kray usw. Welche hübschen Scherzreden könnte das für die Quartaner hergeben, wenn sie erzählen, daß in Greifswald die Fische in der Luft schwimmen, die Krebse auf dem Dache stehen, die Regel sich im Winde drehen, so wie sie heute gern erzählen, daß es hier einen Mann gibt, der alle 24 Stunden einen Tag älter wird und doch immer Junk bleibt, und daß es hier einen Mann gibt, der alle Tage Anders heißt.

Auf manchen Giebeln sitzt statt der Windfahne eine Metallstange, entweder nackt und bloß oder mit einem Morgenstern, einer Kugel oder einem sonstigen Abschluß. Die Idee, eine solche Stange in einen zackigen Blitz auslaufen zu lassen, wie wir sie auf einem Hause ausgeführt finden, ist einem Feuergeist entsprungen, der auf diesem Wege seine Weltverbesserungspläne offenbart. Ein Blitz, der willens ist, aus einem Hause in den Himmel hineinzufahren, ist eine Seltenheit, da seine Neigungen sonst in umgekehrter Richtung verlaufen. Glücklicherweise bleibt es bei der Absicht; der Blitz des Künstlers ist unbeweglich, starr, zwecklos, und er könnte doch eine recht flinke und lebhafte Wetterfahne hergeben. Eine Wetterfahne auf dem Hause ist unter allen Umständen ein munteres und unterhaltendes Ausstattungsstück, nur braucht sie ja nicht gerade so schief zu stehen wie auf der weißen Villa in der Schützenstraße.

Als wir uns zum Schreiben dieser Wetterfahnenbetrachtung hinfetzten, hatten wir die Absicht, sie mit einem zündenden und begeisternden Aufruf an die Hausbesitzer zu schließen, sofort auf ihre Häuser eine Windfahne oder irgendein anderes drehbares Wesen zu setzen, wie es die gute Laune und der Geschmack gerade eingibt. Bei näherer Ueberlegung aber sagten wir uns, daß die glücklichen Besitzer von Häusern unsererwegen gewiß nicht auf die Dächer klettern werden; wir unterdrücken daher jegliche Aufwallung dieser Art und wollen lieber unsere Stiefel zum Tischler bringen.

H. B.

### „Der pommersche Grenadier.“

Von Wilhelm Bornemann, aus dem Jahre 1820.

Grandier bin ik ut Pommernland,  
Saldoat in Luft und Freud;  
Dat Heldenkrüz an't swarte Band  
Tügt mine Schulligkeit.

Groff sind de Pommern — mag et sin!  
Wat groff is, pack of an:  
Poß Blitz, jußt wiel ik handfest bin,  
Stoah ik of minen Mann.

Wie reden noch ut graue Tiet  
De platte Sproak vull Kraft;  
En Handschlag hät bie uns noch hüt  
Oltbütschen Marx und Saft.

En Mann en Wort! — Dät is bie uns  
En ehrlich Unnerpand:  
Verhaft is Voog un blauer Duns  
In unse Pommerland.

En Pommer steit vör sienen Herrn  
Un König, muerfest;  
In Joahr un Not dat Muul upsperrn,  
Is unse Sach nich west.

Herr Schill — wo hät he Toslucht noahm  
Noah bitter böjer Schlacht?  
In't Pommerland is he gekoam,  
Und hiel vör Colberg Wacht.

Hoch tapper stund Held Gneisenow  
Mit Pommern umgedoahn;  
Franzosenvolf ward lustig froh  
Von Colberg afgeschloan.

Drup los! Drup los! — is Pommer-Sitt,  
Un steit de Feind uns stief,  
So rönnen wie mit Stormschlag-Schritt  
Um dat Pangnett in't Dief.

Mit Dork — mußt ich in Rußland stoahn,  
Up Soatans Machtgebott,  
Soll trüe Frünn to Halse goah'n,  
Dat was 'ne harte Kott:

Wenn id doa vör französchet Schund  
Mußt schullern dat Gewehr,  
Im Herzen dacht id denn — du Hund  
Un toog dat Muul verquer.

Grot-Görtschen woll mie nich gefallen,  
Gesreut heb id mie doch;  
Id sach im Stoahn, id sach im Fall'n  
De olle Preußen noch.

Bie Beeren, Ragbach, Dennewik  
Is't munter hergegoahn,  
Doa ward vom Kerbstock, Schnik vör Schnik  
De Räcknung afgedoahn.

De Leipziger Kanon Musil  
Hät höchlich mie erquikt,  
To Dufenden in't Himmelriet  
Sem wie se rin geschickt.

Bie Ballerdanz\*) — is Kehrut west,  
Doa word wat afgeheslt!  
Herr Neppel freg den lekten Rest;  
Id heb dorbie nich fehlt.

Dicht ran was id an de Karreet,  
Wo Neppel drinne satt,  
Was he so flink nich up de Fööt,  
He kam in't Pöfelsatt.

Fru Lehne kreeg, dat segg id hier,  
Em denn nich to Gesicht,  
Hier ward he gliest tom Höllenfür  
Gespiakt nu togericht.

Doch siene Neppeldors bekoam'n  
Wie noch up düsse Stunn,  
Id heb dorvon so vöäl genoahm'n,  
As id män schläpen kunn.

Paris! — Dat fall mie Lebenslang,  
Zuchheil! vör Ogen stoahn,  
Tweemol was bin Trumpeten-Klang,  
Dät Loef uns unnerloan.

Wie prekten zwoar dät Sündennest  
Nicht up französche Tog,  
Sind woll just keene Engel west,  
Doch Christen immer noch.

Äh Herr un König! Drängt in't Land  
Noch moal en Unhold rin,  
Loat de Grandiers ut Pommernland  
Albott de Ersten sind!

Nach 100 Jahren könnte dies Gedicht wohl mal wieder auferstehn. Ich habe es in der damaligen Schreib- und Sprechweise wiedergegeben, und mühte es wohl in der jetzigen pommerschen Plattsprache forrigiert werden. Boenke.

### Heimatbücher.

A. Haas, *Rügensche Sagen*. Fünfte Auflage, Stettin, A. Schuster 1920. XVI. 160 S. Preis 8 Mk. — Eine Sagensammlung in der achten Auflage! Das ist ein untrügliches Zeichen für die Güte des Gebotenen wie für das in weiten Kreisen immer mehr sich regende Interesse für diesen Zweig der Heimatkunde. Beides geht Hand in Hand, und man kann füglich behaupten, daß sich Herr Professor Dr. Haas durch die Art, wie er sich ein Lebenlang in den Dienst der Sagenforschung gestellt und wie er es versteht, uralte Volkspoesie auch dem neuen Geschlecht wieder lebendig zu machen, diesen Boden selber bereitet hat. So zieht denn diese Sammlung Rügenscher Sagen innerhalb dreißig Jahren zum achten Mal in die Welt hinaus, um der Schönheit umkränzten und wie selten ein Eiland an deutschen Küsten auch sagenumwobenen Insel in besonderer Art ein Denkmal zu setzen. Welchen Forschungserkenntnissen hierbei gleichzeitig Tür und Tor geöffnet wird, welche leise verflingenden vorgeschichtlichen und geschichtlichen Tatsachen der Vergänglichkeit entrissen werden, das weiß jeder, der sich mit Wesen und Wert der Volkskunde jemals beschäftigt hat. Möchte das Haas'sche Buch, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, auch fernerhin die verdiente Beachtung finden und vor allem auch unserer Jugend in die Hand gegeben werden.

M. R.

**Heimats- und Wohlfahrtstaler für den Kreis Lauenburg auf das Jahr 1920.** Im Auftrage des Kreis-ausschusses herausgegeben von Rektor Gerlach. Verlag: D. Amtmann, Lauenburg i. Pom. — Der allen Arbeitern auf dem Gebiete der Heimatkunde wohlbekannte Verfasser, der sich von seiner Amtstätigkeit in das kleine Fischerörtchen Leba zurückgezogen hat, hat auch diesmal wieder die Bearbeitung des Lauenburger Kreistalers besorgt und zwar in alter bewährter Weise. Heute ist der Kreis Lauenburg ein vorgeschobener Posten des Deutschtums geworden, und desto mehr ist es zu begrüßen, daß es trotz aller politischer Wirren möglich geworden ist, dieses Heimatluft atmende Büchlein herauszubringen. Es ist wohlgeeignet, seine Leser fester in den heimatischen Boden zu verankern. Aus dem Inhalt erwähnen wir folgende Aussätze: Der Mensch der vorgeschichtlichen Zeit im Kreise Lauenburg. Unsere heimatischen Pflanzen in Glauben und Aberglauben, in Sitte und Heilkunde. Das Lebamoor. Der Kreis Lauenburg und die Hohenzollern. Heimatgeschichtliche Streifzüge durch die Straßen und Plätze Alt-Lauenburgs, usw.

M. R.

### Denkmalpflege.

Eine gemeinschaftliche Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz soll in diesem Jahre wieder stattfinden, und zwar in Eisenach vom 22. bis 24. September. Es ist die dritte gemeinsame Tagung der beiden großen deutschen Körperschaften, deren Ziele sich im Schutze deutschen Kulturgutes, deutscher Ueberlieferungen und deutscher Natur begegnen: Die erste war in Salzburg, die zweite in Dresden. Hauptgegenstand der Beratung am ersten Tage soll sein: Reich, Denkmalpflege und Heimatschutz. Es handelt sich dabei um die wichtige Frage, inwieweit im Anschluß an § 150 der Reichsverfassung unter den veränderten Verhältnissen eine Reichsgesetzgebung für Denkmalpflege und Heimatschutz

\*) Drollig genug verplattdeutschte sich hier der Pommer aus Belle Alliance, Ballerdanz.

Platz zu greifen hat, ferner um Festsetzung des Verhältnisses von Staat und Kirche zur Denkmalpflege, um Entgegnungsfragen und dergleichen. Ein zweiter wichtiger Gegenstand der Verhandlung wird sein: Gefährdung des deutschen Kunstbesitzes und gesetzliche Maßnahmen dagegen. Hier handelt es sich um Kritik und Durchsicht des Ausführverbotes vom 11. Dezember 1919, der Listen usw., gegebenenfalls Aufstellung von Richtlinien für das Gesetz, das nach Artikel 7 demnächst erlassen werden muß. Weiter folgt: Erhaltung und Verwendung ehemals fürstlicher Schlösser und Gärten mit Rücksicht auf Denkmalpflege und Heimatschutz. Dieser Gegenstand, er schon in Berlin 1919 besprochen worden ist, soll mit Rücksicht auf die seitdem gemachten schlechten Erfahrungen, besonders auch hinsichtlich der Gärten und Parke, nochmals ausführlicher behandelt werden. Der letzte Verhandlungsgegenstand, der bisher feststeht, soll Heimatschutz und Siedlungsfragen sein; Hauptberichter: Prof. Dr. Fuchs (Tübingen). — In Anbetracht der Wichtigkeit der angeführten Fragen wäre es sehr wünschenswert, daß die Verhältnisse die Tagung gestatten.

### Der Schweizerische Nationalpark — ein Riesenerperiment.

Aus den Verhandlungen über die 99. Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft werden nähere Mitteilungen über den neu gegründeten Schweizerischen Nationalpark und dessen wirtschaftliche Ausnützung bekannt, die von allgemeinem Interesse sind. Der Nationalpark umfaßt drei verschiedene Teile. Das Hauptstück bildet das Gebiet der Gemeinde Zerneß im Unterengadin, das auf 99 Jahre abgetreten ist und 97 Quadratkilometer umfaßt. Westlich und östlich davon gliedern sich Gebiete von 10 und 32 Quadratkilometer an, die der Schweizerische Naturschutzbund auf je 25 Jahre von den Gemeinden Scaufs und Schuls gepachtet hat. Ueber die Bedeutung des Nationalparkes sagt Schröter: „Der Nationalpark ist eine Stätte, wo jegliche Einwirkung des Menschen auf die Natur für alle Zeiten ausgeschaltet ist, wo alpine Urnatur sich ungestört wiederherstellen und weiter entwickeln kann. Ein Refugium für Pflanzen- und Tierwelt, ein Sanktuarium, ein Naturheiligtum.“ Hier wird es nie und nimmer einen Gasthof oder Kraftwagen geben — nur der Fußwanderer ist willkommen. Durch diese Bestimmungen wird aber der Nationalpark auch für die Wissenschaft aller Voraussicht nach von außerordentlicher Bedeutung sein. Es soll sich hier alles, was die Natur selber gepflanzt hat, und was sie von selbst wachsen läßt, frei und ungehindert entwickeln. Die zukünftigen Geschlechter sollen hier einen Urwald finden und ihn bewundern. Die lebendige Natur soll zu einem Museum werden. Schon ist für die wissenschaftliche Erforschung des Nationalparkes ein Plan ausgearbeitet worden. Danach soll eine durchaus vollständige Aufstellung der gesamten Pflanzen- und Tierwelt, eingeschlossen das mikroskopische Kleinleben, aufgenommen werden: eine Aufgabe, die noch nirgends auf der ganzen Erde gelöst ist. Es soll namentlich durch wiederholte Aufnahmen desselben Standorts die allmähliche Wiederherstellung der ursprünglichen Flora und Fauna gegenüber der durch Menschen beeinflussten studiert werden. Es soll die natürliche Wechselwirtschaft der Pflanzen- und Tiergemeinschaft studiert und danach gestrebt werden, die natürlichen Bedingungen der geologischen Unterlage, der des Bodens und des Klimas im kleinsten Raume festzulegen. Und es soll die Unberührtheit, die Sicherheit vor Störungen von Mensch und Vieh dazu benutzt werden, langsame, säkulare Veränderungen des Geländes an Pegeln zu studieren. In diesem Sinne ausgenutzt wird also der Nationalpark im Unterengadin als ein großartiges und, man kann wohl sagen, einziges wissenschaftliches Natur- und Riesenlaboratorium dienen.

### Das künftige Schicksal unserer Dorfkirchen.

Seit dem Umsturz, und besonders seit den Erlassen des verflorenen preuß. Kultusministers Adolf Hoffmann, hat der Gedanke der Trennung von Kirche und Staat in ganz

anderer Weise als früher die Allgemeinheit beschäftigt, werden von Freunden und Gegnern dieses Gedankens seine Folgen erörtert, seine erhofften Segnungen und seine befürchteten Schäden und Nachteile. Von seinen Hauptwirkungen auf das kirchliche und religiöse Leben und die künftige Organisation der Kirche ohne Staat soll hier nicht die Rede sein, sondern nur die Aufmerksamkeit gelenkt werden auf die möglichen Folgen für die Kirchen als Gebäude, insbesondere in unsern Dörfern und kleinen Städten. In den Großstädten liegen die Verhältnisse etwas anders. Unsere Dorfkirchen sind natürlich in erster Linie die Stätten für die Abhaltung der Gottesdienste und kirchlichen Handlungen und insofern unzweifelhaft und mit Recht Besitz der betreffenden Kirchengemeinde. Sie sind aber zum größten Teile nicht nur dies, sondern — und damit hat die Allgemeinheit ein Interesse an ihnen — auch Baudenkmäler, meist die einzigen Zeugnisse der Baukunst vergangener Zeiten in den Dörfern, die Wahrzeichen der Dörfer, deren Bild sie beherrschen und dem sie vielfach schon auf weite Entfernung seinen eigentümlichen Charakter verleihen, die Symbole der Heimat. Dazu bergen sie in ihrem Innern, freilich leider nur vielfach zu wenig bekannt und gewürdigt, in ihren Altären, Kanzeln, Taufsteinen, Orgeln und Glocken, in Grabdenkmälern und Bildern, Gedenktafeln und Totenkronen Kunstwerte von größerem oder geringerem Werte, Erzeugnisse künstlerischen oder handwerklichen Könnens und Wollens früherer Geschlechter, jedenfalls stets sachliche Urkunden von Bedeutung für die Geschichte und Heimatkunde ihres engeren Kreises.

Die Unterhaltung der Kirchengebäude liegt bisher den Gemeinden und ihren Patronen ob, der Staat hat auf Grund überkommenen Rechtes bei vielen Bauten königlichen Patronates oder als Gutsherr in erheblichem Maße durch Geld- oder Naturalbeiträge dabei mitgewirkt, sich vielfach mit Unterstüzungen beteiligt, jedenfalls überall sein Aufsichtsrecht gewahrt und dies durch die Konsistorien, die Regierungen und die staatlichen Baubeamten ausgeübt. Abbruch, Neubau und alle größeren Veränderungen und Instandsetzungen bedurften der Genehmigung des Staates, und durch die Mitwirkung seiner technisch und künstlerisch geschulten Baubeamten wurde dafür gesorgt, daß bauliche Eingriffe nur im Sinne der herrschenden Kunstauffassung und der Denkmalpflege vorgenommen und für Erhaltung des Bestandes nach Möglichkeit gesorgt wurde. Wie wird das aber werden, wenn der Staat kein Interesse mehr an den Kirchengebäuden als solchen hat und die Sorge dafür den Kirchengemeinden allein überlassen bleibt? Schon bisher ist es trotz der bestehenden Aufsicht, insbesondere bei Bauten privaten Patronats, vielfach vorgekommen, daß Bauten, die sehr wohl zu erhalten waren oder durch Umbauten und Erweiterungen ihrem Zwecke noch für lange Zeiten hätten dienen können, aus Mangel an Verständnis für den Denkmalwert der alten Kirchen abgerissen und durch mehr oder weniger glückliche Neubauten, denen aber auf alle Fälle der geschichtliche Wert und der malerische Reiz der alten Bauten fehlte, ersetzt wurden, und daß wertvolle Stücke der alten Ausstattung beseitigt wurden, auf dem Dachboden oder in der Kumpelkammer verkamen oder von Altertumshändlern oder Liebhabern den Gemeinden, die von dem Werte der alten Stücke oft nichts ahnten, für Geringes abgekauft wurden. Gewiß hat es bisher vielfach Pfarrer, Patrone oder sonstige Gemeindeglieder gegeben, die nicht nur Interesse, sondern auch volles Verständnis für die ihnen anvertrauten künstlerischen, geschichtlichen und malerischen Werte besaßen und in bester Weise für deren Erhaltung und Pflege gesorgt haben, und solche wird es hoffentlich künftig in gleichem oder steigendem Maße geben. Aber oft hat bisher, wo zwar der gute Wille und das Interesse vorhanden war, das richtige Verständnis gefehlt und sind durch ungeeignete Berater, dörfliche Maurer- und Zimmermeister, kleinstädtische Bauunternehmer und „Architekten“, besonders wenn sie den kirchlichen Körperschaften angehörten und als Bausachverständige zugezogen wurden, trotz bester Absichten unersehliche Werte vernichtet worden in dem Wunsche, das Alte, teilweise schadhafte und unansehnlich Gewordene durch Neues, Zeitgemäßes zu ersetzen. Wenn künftig der Staat durch seine Beamten keine Mitwirkung und Aufsicht mehr

ausübt, besteht da nicht die Gefahr, daß die geschilderten Fälle in erschreckendem Maße zunehmen werden, daß dadurch der Denkmälerbestand arg gelichtet wird und mit ihm nie wieder zu ersetzende ideelle Werte verloren gehen, obwohl künftig noch mehr als bisher Pflege geschichtlichen Sinnes aus Ehrfurcht vor großer Vergangenheit nottut? Und um so größer wird die Gefahr, wenn die Gemeinden durch die Entziehung der staatlichen Beiträge pekuniär nicht in der Lage sein werden, erhebliche Mittel für die sachgemäße Pflege der Kirchen aufzuwenden; oder, im andern Falle, wenn die geldlichen Verpflichtungen des Fiskus abgelöst werden und die Gemeinden plötzlich in den Besitz erheblicher Mittel gelangen sollten, werden da diese auch immer richtig angewandt werden und nicht leicht dazu verführen, gerade die alten Bauten, die nicht mehr schön genug, zu eng oder baufällig erscheinen, durch neue zu ersetzen? Wer soll das verhindern?

Der Provinzialkonservator, der zur Pflege der Denkmäler von Amts wegen berufen ist. Wie oft aber wird er entweder gar nicht oder so spät, wenn nichts mehr zu helfen ist, von einem Bauvorhaben erfahren, wenn die Gemeinden selbständig, ohne die Regierung zu fragen, über ihre Baulichkeiten verfügen können. Wer wird dafür sorgen, daß die Bauvorhaben in die rechten Hände gelangen, in die wirklicher Architekten, die künstlerisches Können mit der Ehrfurcht vor dem Ueberkommen vereinen, da der Titel „Architekt“ ungeschützt ist und für weite Kreise schwer der Unterschied zwischen dem Baukünstler und dem Bauunternehmer, der sich oft ebenso nennt, zu machen ist? Wird es nicht Pflicht des Staates sein, ohne Rücksicht auf die Trennung der Kirche von ihm doch ein gewisses Aufsichtsrecht über die kirchlichen Gebäude im Interesse der Denkmalspflege und des Heimatschutzes zu wahren? Wie wird das aber möglich sein, ohne wieder in das Selbstbestimmungsrecht der Kirchen einzugreifen? Oder sollen diese in sich selbst besondere Bauaufsichtsorgane schaffen? Alles dies sind Fragen, die zwar gegenüber den grundsätzlichen, in das religiöse und sittliche Gebiet fallenden und den verwaltungstechnischen und organisatorischen der Trennung von Kirche und Staat in den Hintergrund treten, die aber doch so wichtig erscheinen, daß es ratsam ist, beizeiten das Augenmerk der interessierten Kreise darauf zu lenken.

Baurat Plathner, Halle a. S.

(Der Heimatschutz-Chronik des Deutschen Bundes Heimatschutz entnommen.)

### Bücher vom Bauen.

**Der Lehmbau,** Bericht über die Lehrgänge in der Lehmbauweise in Hannover. Preis 6 Mk. Architekten-Verlag Hannover.

Die Lehmbauweise ist in vorzüglicher Weise geeignet, zur Vinderung der Wohnungsnot, wenigstens auf dem Lande, beizutragen. Sie kann natürlich nur da in Frage kommen, wo Lehm an der Baustelle gefunden oder wo wenigstens in der Nähe eine Ziegelei betrieben wird. Gar so einfach als es aussieht, ist die technische Ausführung des Lehmbaues allerdings nicht. Die Technik ist verloren gegangen. Sie muß erst wieder neu erprobt werden. Manche Rückschlüsse bleiben dabei nicht aus. Diese dürfen aber keineswegs Anlaß dazu sein, die Lehmbauweise als weniger brauchbar hinzustellen. Zu begrüßen ist es deshalb immer, wenn anderweit gesammelte Erfahrungen der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Der von der Abteilung für Wohnungswesen des Landesvereins für Volkswohlfahrt in Hannover über die Lehmbauweise erstattete Bericht kann für ein Studium empfohlen werden. Er ist auch mit gleichem Inhalt, nur mit verändertem Vorwort im Architektenverlag Hannover durch den Verfasser, Kreisbaumeister Engelhardt, *Der Lehmbau*, herausgegeben worden. Die Schrift gibt über die Schalungsweise, die Zubereitung des Lehms, die Lehmstampfweise, die Art des Dachaufstandes, die Puzherstellungen auf Lehm und vieles andere lehrreiche Auskünfte. Sie gibt die Erfahrungen wieder, die bei den von dem Landesverein für Volkswohlfahrt in Hannover unter Mitwir-

fung des Reichskommissars für das Wohnungswesen im Mai 1919 veranstalteten vier Lehrgängen in der Lehmbauweise gesammelt wurden. Bemerkenswert ist die Schrift auch dadurch, daß sie in einem Anhang die Urteile und Erfahrungen von 37 Kursteilnehmern über die praktische Brauchbarkeit des Lehmbaues anführt, in denen auch allherd kritische Urteile abgegeben werden.

Es sei aber auch an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß durch Lehrbücher allein die nötige Erfahrung über den Lehmbau noch nicht gewonnen werden kann. Hier entscheidet allein der praktische Versuch. Zu allen Lehmbauten wird die menschliche Arbeitskraft gebraucht und solange die Arbeitskräfte an einem bestimmten Orte nicht in der gehörigen Weise ausgebildet sind, nützen auch alle guten an anderen Orten gesammelten Erfahrungen nichts. Eine praktische natürlich auch aber zielbewusste Versuchstätigkeit muß deshalb allerorts einsetzen. Zur möglichststen Hintenanhaltung von Rückschlüssen sei dazu besonders darauf hingewiesen, daß der Lehm ein äußerst trügerischer Baustoff ist, fest wie Stein und vertrauenerweckend in jeder Hinsicht bei trockenem Wetter, zerfließt er in schlammige Masse bei schlechtem Wetter. Ueber allen Berechnungen über Druckfestigkeit, Wärmedurchlässigkeit und anderes, ist das Hauptaugenmerk bei der Lehmbauweise daher auf die Ausführung zu richten. Gutes Wetter und Ausführung bis zu einer Zeit, die das Austrocknen vor Eintritt des Winters noch ermöglicht, also bis etwa Ende August, ist in erster Linie nötig. Alle Sicherungen gegen Feuchtigkeit sind nicht nur für die spätere Benutzung des Baues, sondern auch für die Zeit während der Bauausführung für den Fall des Eintritts von schlechtem Wetter zu konstruieren.

Ist ein Lehmbau dann aber gepuzt, so ist er von einem mit Ziegeln aufgeführten Bau überhaupt nicht zu unterscheiden. Der Lehmbauweise sich gegenüber ablehnend zu verhalten und sie als minderwertig hinzustellen, ist deshalb durchaus nicht am Platze, bei sachgemäßer, durch die eigene Erfahrung zu lernender Ausführungsweise ist der Lehmbau ein vollwertiger Ersatz für die Ziegelbauweise.

R o c h.

### Bücherschau.

Als eine dankenswerte Arbeit ist die von Hans Praesent (wissensch. Hilfsarbeiter an der Deutschen Bücherei in Leipzig) besorgte Zusammenstellung der landeskundlichen Literatur von Pommern aus den Jahren 1915—1918 zu bezeichnen. (Sonderabdruck aus dem XVII.—XXXVI. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft Greifswald 1918/19.) Wer sich heimatwissenschaftlich beschäftigt, wird dieses Verzeichnisses nicht entraten können. Die in dem genannten Zeitraum erschienenen Arbeiten zur Kunde Pommerns sind hier nach vier Hauptgruppen geordnet und z. T. auch besprochen. Es wäre zu wünschen, daß über den wesentlichen Inhalt jeder zitierten Schrift oder Arbeit kurz und bündig berichtet würde, etwa in der Art, wie es im Anschluß an D. Jaekels Arbeit über „Bier nordische Eiszeiten“ geschieht. (Vergl. S. 10 des Sonderabdrucks.) Zur Pflanzen- und Tiergeographie ist gar manches erschienen, was Erwähnung verdient. (Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg, Stettiner Ornithologische Zeitschrift, ornithologische und floristische Artikel von P. Robien bzw. E. Holzfuß im Stettiner Generalanzeiger 1917.) Auch auf die Aufsätze im heimatlichen Teil des pommerschen Kreisaltenders sei an dieser Stelle hingewiesen. Gern wiederholen wir daher die Bitte des Herausgebers, alle Verfasser von Büchern, Abhandlungen, Zeitungsartikeln über pommersche Landeskunde möchten Rezensionsexemplare bzw. Sonderabdrucke zur Aufnahme in den nächsten Bericht einsenden. Anschrift: Dr. Praesent, Leipzig, Deutsche Bücherei. B.